

Die prosaischen Schriften von Hugo von Hofmannsthal

Autor(en): **Faesli, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE PROSAISCHEN SCHRIFTEN VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Sie sind vor drei Jahren gesammelt erschienen, also keine letzte Neuheit. Warum sollte von einem Buch, das Bedeutung über den Tag hinaus hat, nur das übliche Einemal die Rede sein; warum, auch in einer Zeitschrift, nicht später wieder, wenn sich der Eindruck geklärt, gefestigt und vertieft hat, wenn man dem Werk weitere Wirkung wünscht und zutraut?

Hofmannsthal ist nun freilich nicht Allen mundgerecht; er setzt, wie übrigens mehrere gerade unserer besten Schriftsteller, eine besondere Feinfühligkeit und Gewandtheit des Nachempfindens voraus, er spricht seine eigne Sprache für eigne Dinge, die dem Fremden in dieser Welt nicht ohne weiteres verständlich ist.

Der Schlüssel zu dieser Erscheinung steckt in einem Brief, den der Dichter einen jungen, adeligen Zeitgenossen Shakespeares schreiben lässt. Er entschuldigt sich darin vor Lord Bacon für seinen Verzicht auf literarische Tätigkeit; denn was ihm schreibens-, ja denkwert erscheine, dafür existiere weder die englische, noch lateinische, noch irgend eine andere Sprache. Denn bisher Unausgesprochenes beschäftigt seine sensible und differenzierte Seele, ganz anderes erscheint ihm wichtiger als frühern Geschlechtern, und er trägt ein ganz abweichendes Weltbild in sich. Die einfachsten, alltäglichsten Dinge ergreifen ihn plötzlich mit Gewalt und werden ihm zu Offenbarungen, ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in tote Dinge oder kleine Geschöpfe, die Empfindung eines Fluidums, das alles verbindet, ist ihm eigen. Freilich ist dieser Brief ein unmöglicher Widerspruch in sich, denn was der Schreiber nicht ausdrücken zu können behauptet, dafür findet er die beredtesten Worte. Ein solcher Mensch konnte damals nie so schreiben; wohl aber mag er damals gelebt haben. Überhaupt ist anzunehmen, dass Empfindungen, Geschmacksrichtungen und Denkweisen, die wir als ganz modern für uns in Anspruch nehmen, längst schon und weit herum sporadisch da waren, nur dass sie keinen Ausdruck finden konnten oder durften. Dieses Aussprechendürfen und -können aber ist recht eigentlich

das Verdienst unserer Zeit. So musste auch dieser erdichtete Vorläufer der Moderne ein Stummer und Unfruchtbarer bleiben, und noch sein Schöpfer, Hofmannsthal selbst, wird eigene Qualen und Kämpfe in ihm geschildert haben. Denn wer empfindet heute nicht die Unzulänglichkeit der Sprache, in der Kunst, in der Wissenschaft, oder im Leben, sobald er etwas anderes als das Alltägliche ausdrücken will!

„Um 1890,“ lässt der Verfasser Balzac prophezeien, „werden die geistigen Erkrankungen der Dichter, ihre übermäßig gesteigerte Empfindsamkeit, die namenlose Bangigkeit ihrer herabgestimmten Stunden, ihre Disposition, der symbolischen Gewalt auch unscheinbarer Dinge zu unterliegen, ihre Unfähigkeit, sich mit dem existierenden Worte beim Ausdruck ihrer Gefühle zu begnügen: das alles wird eine allgemeine Krankheit unter den jungen Männern und Frauen der obern Stände sein.“

Aber Hofmannsthal ist ein Meister, ein Sieger. Selbst wenn diese Bücher nicht dauern würden, sie bedeuteten eine Stufe, einen Fortschritt. Es handelt sich dabei viel weniger um die äußern Vorzüge seiner Sprache, um den Stil, dessen Eigenart auffällig genug ist: das etwas altmeisterliche Cachet, das durchaus Gewählte, die sorgfältige Preziosität, das vornehm ruhige Gleiten, das harmonische Zusammenfassen und die leise diskrete Stimme, in der gleichsam das Ganze vorgetragen wird. Viel wichtiger ist die Sprache als Medium, als Ausdruck. Schon wo er direkt darüber spricht, wie etwa in der kleinen Abhandlung über französische Redensarten oder den weiten Ausführungen, welche Vorstellungswelt dies oder jenes Wort heraufbeschwöre, merkt man die seltene Feinfühligkeit. Und plötzlich wandelt es ihn an, ein englisches oder französisches Wort zu brauchen, wo das deutsche einmal versagt. Am auffälligsten ist sein verschwenderischer Gebrauch der Metapher. Aber welches andere Mittel hätte die Sprache als Bild und Gleichnis, uns das Wesen eines Dinges so lebendig zu machen? Hier herrscht die blühende Fülle eines Dichters, nirgends das blass abstrakte Gelehrtenwort.

Die Notwendigkeit, aus der sich diese Ausdruckssteigerung ergibt, ist schon angedeutet worden. Es ist die feinere Struktur, die neue ahnungsvollere Art, die Dinge zu sehen und zu fühlen, die übrigens immer allgemeiner wird. Der Dichter muss sich in

beständiger Vibration befinden (sofern er nicht, wie jener junge Engländer, in den Reaktionszustand gleichgültiger Apathie verfällt); wo ein anderer achtlos vorüberschreitet, reagiert er schon auf das empfindlichste; alles Tote belebt sich ihm, alles Gleichgültige gewinnt Bedeutung, alles scheint irgendwie von einer geheimen Schönheit oder einem geheimen Sinn durchdrungen. Ein nüchterner Geschäftssinn muss hier lauter Übertreibungen sehen, und ganz abgesehen von der Gefahr dieser Sensitivität für ihren Träger, da wo die nötigen Gegengewichte fehlen, gerät sie leicht in Verirrung, wenn sie mit harten Konkreten zusammenstößt. Man möchte fast lächeln über die Subjektivität, mit der Hofmannsthal in dem Essay „Der Dichter und diese Zeit“ Poesie ins Nüchternste hineinhext, bis schließlich seine Behauptungen in einer Flut bedrörter Worte gleichsam verschwimmen und Anfang und Ende verlieren. Hier kann der Karikaturist auf ihn lauern, hier zeigt sich die Schwäche seiner Art. Sein wahres Gebiet ist die Wiedergabe von Eindrücken; es könnten Lebenseindrücke sein, wie bei Altenberg, oder solche aus der Natur; hier sind es Kunst-eindrücke.

Ein seltener, genialer Kunstgenießer ist er. Ein Schwelger. (Auch in seinen Dichtungen schwelgt er, mit weniger Recht. Elektra ist ein Schwelgen in Rache.) Ein Mensch, gesättigt durch alle Kulturen, geläutert in jedem Bad des Geschmacks, heimisch wie die Romantiker nirgends und überall, in jeder Zeit und in jeder Fremde. Ein Mensch, wie er vor hundert Jahren noch nicht existieren konnte. Ein reicher und dankbarer Erbe. Herrliche Kunsterlebnisse, das sind seine Reichtümer, seine Kostbarkeiten. So sind seine Bücher sehr bunt. Von Tausend und eine Nacht bis Diderot, von Gottfried Keller bis Oskar Wilde. Am schönsten ist wohl das „Gespräch über Gedichte“, und es sind wieder die plastisch runden der Antike wie die hingehauchten des jungen Goethe, die ihn entzücken. Und von Technischem ist hier die Rede so gut wie von Mythischem.

Ein Sammler, der uns seine Schätze öffnet, ein Genießer, der uns mitgenießen macht, ein Dichter, in dem fremde Gedichte nochmals lebendig werden.

Seine Nachschöpfungen wirken fast stärker oder zarter als jene Vorgebilde selbst. Man lese die wundervolle Einleitung zu

Tausend und eine Nacht, und aus den wenigen Seiten steigt eine unermessliche Welt vor uns auf, mit der Macht und Intensität einer Vision, und auch wer das märchenhafte Buch nicht kannte, bekäme eine lebhaftere Vorstellung davon. Die Landschaft eines Kunstwerks, seine Beleuchtung, seine Luft und sein Duft, seine Stimmung: das lässt er mit suggestiver Gewalt und sicherer Nuancierung neu erstehen, dass man ausrufen möchte: so ist es! ganz so! Was man vielleicht nur dumpf, unbestimmt empfunden, das wird auf einmal erhellt. Nicht erklärt! nicht scharf zergliedert, sondern umschrieben, erweitert, durch Bilder und Gleichnisse von der Seite beleuchtet, das Unbegreifliche wird nicht durch Begriffe zu lösen versucht. Was uns not tut, meint er, sind nicht Gedanken, sondern der Hauch.

Der Kunstgenuss wird gern als Erlebnis gefasst, mit einem Rahmen von Leben umkleidet. Wir hören der Unterhaltung von ein paar Freunden zu, die in einer Laube sitzen und von Festen sprechen. Einer erinnert an die Festschilderungen bei Keller und so langen wir beim Thema an. Oder zwei Ehepaare kommen vom Theater heim und tauschen, wie es so geschieht, ihre Eindrücke. Dabei urteilen die Frauen, ihrer Art gemäß, ganz anders als die Männer; es handelt sich um die weiblichen Gestalten im Tasso. Oder selbst ein Künstler, Balzac, ersteht im Gespräch. Oder ein alter, etwas schroffer Herr, der nur auf feste Resultate und bleibende Werte abstellt, verwirft ein Buch, das seinen Neffen gefangen nimmt durch die Fähigkeiten, die Versprechungen, die darin liegen und den Reiz für die Gegenwart. Wie in fremde Werke, so schlüpft Hofmannsthal in fremde Gestalten und lernt uns mit ihren Augen sehen; die Form des Gesprächs ist sehr bezeichnend, sie entspringt dem Bewusstsein der Subjektivität, der Buntheit künstlerischer Empfindung, der Fähigkeit, ein Ding von vielen Seiten zu sehen.

Durchaus impressionistisch ist diese Art, und welche Frische und Wärme, welche Intimität ist hier erreicht! Das liegt an den Fähigkeiten des Verfassers wie am Impressionismus, der nun der allgemeine Standpunkt der Kunst gegenüber zu werden beginnt, nachdem man sich vom historisch erklärenden aus satt gesehen.

Nun kann man freilich einwenden, hier sei mehr ein Hineinflühen und Hineinschlüpfen ins Kunstwerk, als ein Sichdarüber-

erheben, mehr Nachschöpfung als Kritik, und darüber gehe diese verloren und erwachse anderseits der Kunst eine überflüssige und doch nie gleichwertige Konkurrenz durch das kunstvolle Reden über Kunst. Diese Einwände mögen Berechtigung haben, aber Berechtigung hat auch diese impressionistische Kunstnachschopfung. Denn im Nachempfinden, Einfühlen und Genießen ist unsre Zeit reich und groß; Kunst wie Natur nehmen wir mit feinem Organen auf und durch das Medium der Geschichte sind uns die Schätze der Vergangenheit lebendig geworden wie keinem Geschlecht zuvor. Diese, nicht allgemein, aber bei vielen unerhört gesteigerten Fähigkeiten verlangen mit Recht ihren Ausdruck. Auf den weiten und vagen Gebieten von Essay, Skizze, Studie und ähnlicher Halbkunst ist denn auch ein erstaunlich und erfreulich hohes Niveau erreicht worden, und noch vor zwanzig Jahren vielleicht wäre es nicht gelungen, so herrliche und seltene Blumen wie diese Hofmannthalschen Impressionen zu ziehen. Hier liegt ihre Bedeutung.

Auf einen andern Einwand freilich ist nichts zu erwidern. Nirgends ist Hofmannsthal poetischer als in diesen prosaischen Schriften; nirgends ist er mehr er selbst, entfaltet er sich reiner, freier; hier gibt er sein Bestes und Tiefstes; und mögen seine Dramen eine große Zeitbedeutung haben und seine Gedichte unter die besten der Gegenwart einzureihen sein: vielleicht ruht sein unzerstörbarstes und reichstes Leben in diesen zwei Bänden poetischer Prosa.

Es geht ihm wie seinem Geschlecht, das in literarischer Halbkunst vielleicht unübertroffen dasteht, sicher nicht in den großen Gattungen! Ist es nicht bezeichnend, dass ein erster Künstler-Kritiker sich und seinesgleichen über die Dichter von heute stellt? In gewissem Betracht hat er recht, nur freilich hat er unrecht, recht zu haben. Der Kritiker kann einmal größer sein als der Künstler, nicht aber die Kritik größer als die Kunst. Es ist zu wünschen und steht auch zu erwarten, dass diese Vorherrschaft der Halbkunst durch die große Kunst gebrochen werde.

ZÜRICH

ROBERT FAESI

